



Besuch im Büro

Wochenbrief vom 3. April 2022

Pünktlich um 14 Uhr stehen sie vor meiner Tür: V mit seiner Mutter, dazu M. Begrüssung, Erleichterung: alle drei sprechen gut Englisch. Ich sage, was ich weiss, was ich am Telefon gehört habe (ein häufiger Beginn von Bürogesprächen): Sie sind nach langer Flucht in W, einem Dorf am Rand unseres Einzugsgebietes, angekommen. Sie waren in der zweitgrössten Stadt der Ukraine zuhause und hätten diesen Herbst den Schulabschluss gemacht. Heute geht es darum, sich kennenzulernen und einen Plan zu machen, wie «es» weitergeht.



Gleichzeitig, also am gleichen Tag, bemühen sich die Ämter um eine koordinierte Lösung, es soll eine Stelle zur Verfügung stehen, die ukrainische Jugendliche zentral begrüsst und abklärt, welche Schulstufe passend ist. Das nützt V und M nichts, sie sind jetzt hier, sitzen jetzt in diesem Büro an der Kanti Zürcher Unterland. Trotzdem schildere ich ihnen, was vorgesehen ist, vielleicht kommen ja noch mehr, vielleicht gibt es ja Kommunikationswege unter den geflüchteten Jugendlichen, vielleicht können V und M so helfen, dass Nachfolgende rascher wissen, an wen sie sich wenden können.

Ich erkläre auch, dass wir noch nicht genau wissen, wie wir die Hospitationen genau organisieren, dass es aber unser erstes Ziel ist, dass V und M am Montag an die KZU kommen. «You need to get up in the morning.», sage ich. Die Mutter nickt, V rollt ein wenig die Augen, vielleicht mehr wegen dem Nicken als wegen meiner Aussage.

Ich bin ungeschult im Umgang mit Kriegsgeflüchteten. Vor dem Gespräch habe ich mir überlegt, dass es wohl einigermaßen unverfänglich ist, zu fragen, wie sie in die Schweiz gefunden haben, aber natürlich habe ich grossen Respekt, Dinge anzusprechen, die dann vielleicht unaussprechlich sind.

Das Gespräch verläuft freundlich und offen. V und seine Mutter wurden an der polnischen Grenze von Schweizer Helfer:innen abgeholt. «They were as tired as we were.», sagt die Mutter. M und V waren in Charkiv in der gleichen Klasse, V schrieb M nach Hause, wo er und seine Mutter gelandet waren. M, 17 Jahre alt, schlug sich allein von Charkiv nach W durch. «You did it alone?» frage ich nach. «Yes, alone.»

Vor V liegt sein Handy auf dem Pult zwischen uns. Irgendwann getraue ich mich, zu fragen, ob es den Chat ihrer Klasse in Charkiv da drauf noch gäbe. «Of course.» Fünf sind noch dort, der Rest ist irgendwo in Europa. «Und das Schulhaus?», frage ich. Die Mutter schüttelt den Kopf. «There is no school.» Es bleibt unklar, ob sie das Gebäude oder den Betrieb meint. Ich frage nicht nach.

Ich bitte V um eine Email-Adresse. Während er sie aufschreibt, frage ich, ob alle ukrainischen Schüler:innen unsere Schrift beherrschen. «Of course,» sagt V und lächelt. Ich lächle zurück, er hat mich erwischt – ich kann nicht kyrillisch schreiben oder lesen.

Später setzen wir uns in der Schulleitung zusammen und machen einen Plan für den Montag, besprechen auch, wie wir dann weiter gehen. Wir möchten einen Deutschkurs einrichten, am liebsten jeden Tag ein paar Stunden und wir wollen schauen, welche Lektionen



sinnvollerweise besucht werden können. Natürlich kommen grössere Probleme – wie schliessen die jetzt ab, etc.? Aber wir machen uns jetzt erst einmal an den Montag.

Nachdem ich die betroffenen Lehrer:innen informiert habe, schreibe ich V, dass es am Montag klappt, er und M sollen um 7.45 vor meinem Büro sein. Die Antwort-Mail kommt in-
nert drei Minuten: «Of course and thank you very much.»

Mit bestem Gruss

Roland Lüthi, Rektor